



Ein angebliches
Plagiat Ferdinand Kürnbergers.

Von Max Morold.

In einem Kataloge des Buchhändlers und Antiquars Franz Malota in Wien hatte Erich Mennbier auf Bronners Leben als eine Quelle Kürnbergers hingewiesen; oder vielmehr: er hatte diese Quelle nachgewiesen; hatte durch Gegenüberstellung wörtlicher Anführungen aus dem ersten Bande der im Jahre 1795 erschienenen Autobiographie des Mönches Franz Xaver Bronner und aus der Kürnbergerschen Novelle „Am Abend“ den Beweis erbracht, daß Ferdinand Kürnberger, an dessen Erfindungsgabe und Darstellungskunst wohl niemand zweifelt, tatsächlich die Erzählung Bronners von seiner jugendlichen Liebe zu „München“ stofflich benützt und dabei viele Sätze dieser Erzählung teils unverändert, teils mit kleinen Änderungen in seine eigene Darstellung aufgenommen hat. In der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ kam Hans Feigl auf die Sache zurück. Er meinte, daß Mennbier, der nur von einer Quelle Kürnbergers sprach, sich sehr vorsichtig und wohlwollend über die Sache ausgelassen habe, und daß Mennbiers Auffassung eigentlich eine recht schonende sei; er, Feigl, scheute nicht das Wort Plagiat und kam zu dem Schlusse, daß diese „Entlehnung“, die man Kürnberger, der so viel Mächtiges und Bleibendes unmittelbar unter dem Eindruck literarischer und politischer Begebenheiten geschaffen, doch kaum zugetraut hätte, stets ein Rätsel bleiben wird¹⁾. Hiernach wäre also das Andenken Kürnbergers von einem Flecken zu reinigen? Oder hätten wir irgendein Problem zu lösen? Liegt ein „interessanter Fall“ aus der Psychologie des Schrifttums vor?

Die Novelle „Am Abend“, mit dem Untertitel „Ein Idyll“, findet sich im dritten Bande der im Jahre 1862 bei Fleischmann in München erschienenen Kürnbergerschen Novellensammlung. Da kein Stück dieser Sammlung in die bisherigen wohlfeilen Kürnberger-Ausgaben von Daberlow und Reclam aufgenommen wurde und da die große, bei Müller in München erscheinende,

¹⁾ Siehe Zeitschr. f. Bücherfrd. Neue Folge. III. Jahrgang 1911, Beiblatt S. 98.

von Otto Erich Deutsch besorgte Gesamtausgabe noch nicht bis zu den Novellen vorgeschritten ist, so dürfte das „Idyll“ heute nur wenigen bekannt sein. Es schildert das Wiederfinden und die späte Ehe einer alten Frau und ihres Jugendgeliebten. Die Erkennung wird herbeigeführt durch den Bericht des Streifens, der ein ehemaliger Mönch ist, von seiner Klosterlichen, hoffnungslosen Neigung zu „Minchen“, die er nie mehr aus seinem Herzen reißen konnte. Minchen aber — das ist ja eben die alte Frau, die auch ihn noch immer im Herzen trägt, obwohl sie einem anderen Manne folgen mußte und längst Mutter und Großmutter geworden ist. So kommen eben die Leute auf wunderbare Weise, wie man zu sagen pflegt, nicht nur in Novellen und Romanen, sondern gar manchmal auch im Leben zusammen und gar manche Jugendliebe findet erst „Am Abend“ eine verklärte Erfüllung. Kürnberger hat den Bericht, der zur Erkennung führt, in den Mittelpunkt seiner sehr hübsch und behaglich vorgetragenen Erzählung gestellt; der war ihm offenbar die Hauptsache. Die für den Laien einer späteren Zeit ganz eigen anmutenden Zustände in einem Kloster des XVIII. Jahrhunderts und das seltsame Ineinander von Weltleben und Klosterleben, die bei den Brüdern durchaus nicht Ärgeris erregende Verliebtheit des jungen Mönchs, die mit einer beinahe naiv wirkenden Sentimentalität empfunden und ihm bekannt wird — das sind Besonderheiten, deren kulturhistorischer Reiz zugleich voll dichterischer Feinheit ist. Man hat den Eindruck, daß der Erzähler auf einer echten Überlieferung fußt, und daß er sich die Denk- und Schreibweise jener verflungenen Tage durch sorgsame Studien pietätvoll angeeignet hat. Ein Eindruck, der nicht abgeschwächt, sondern vielmehr verstärkt und bekräftigt wird, wenn wir erfahren, daß ihm tatsächlich ein zeitgenössischer Originalbericht vorgelegen, daß er Dinge erzählt, Worte gebraucht, die wir auch in einem Buche finden können, das von einem Mönche herrührt, der wirklich damals gelebt hat und dessen Mitteilungen vollkommen wahrheitsgetreu sind. Dieses Buch ist uns nicht zugänglich, würde uns auch in seiner Sänze ermüden. Dieser kleine Ausschnitt aber, dieses Idyll aus einer Mönchsjugend der empfindsamen Zeit fesselt uns und erquickt uns. Wir glauben auch zu verstehen, wie Kürnberger dazu gekommen ist, uns einen solchen Ausschnitt zu bieten. Das Buch fiel ihm in die Hände, erregte sein Wohlgefallen, verlockte ihn zu literarischer Verwertung. In derlei Fällen denkt jeder begabte und geübte Schriftsteller zunächst bloß an Nachahmung, an freie Bearbeitung. Ein Mann wie Kürnberger mußte aber bald erkennen, daß etwas so Echtes und Eigenartiges sich nur schwer nachahmen, nur schwer bearbeiten läßt, ohne

an Wert und Wirkung einzubüßen, und daß alle Freiheiten, die man sich damit gestattet, den etwas fremden Gegenstand dem Leser ferner statt näher bringen. Er entschloß sich daher, ein geeignetes Bruchstück unverfehrt herauszuheben, um seinen Leserkreis mit diesem Gegenstande zu erfreuen.

Die Wahl des Bruchstückes wie auch die Form der novellistischen Einleidung ergab sich von selbst. Kürnberger hatte ja nicht nur am Stoffe, nicht nur an der Schreibweise des alten Buches, sondern auch am Verfasser selbst einen ganz menschlichen Anteil gewonnen. Ja, dieser Mensch war ihm teuer geworden, mehr noch als das Buch. Es war ihm aber nicht recht, daß sein Freund zwar dem Kloster entfloh, trotzdem aber Seistlicher blieb und neue Seelenkämpfe auf sich nahm. Es kränkte ihn, daß jener sein Mönchen zwar wieder sah, jedoch abermals nur im Zeichen der Entsagung. Er malte sich aus, wie schön und rührend es gewesen wäre, wenn der einstige Mönch in einem Leben, das seinen Gaben und seinen Neigungen harmonisch entsprochen hätte, bis zu einer Stufe des Glückes und der Zufriedenheit gelangt wäre, auf der ihm nur noch eines fehlte — sein Mönchen; und wenn nun dieses als Witwe, gleich ihm frei geworden, ihm die Hand zum Bunde gereicht hätte. Das Schöne, Rührende, Ergreifende konnte aber nicht in der banalen Erfüllung verliebten Sehnsens gelegen sein; sondern vielmehr darin, daß die Erfüllung erst eintrat, als das Sehnen sich bereits in eine dankbare Erinnerung verwandelt hatte, die mit einer unbestimmten, mehr auf das Jenseits gerichteten Hoffnung verbunden war, daß die Erfüllung erst den „Abend“ verklärte und die wahlverwandten Seelen nicht zu stürmischem Liebesgenusse, dem doch auch wieder Enttäuschung und Ernüchterung folgen konnte, sondern nur zu gemeinsamer wehmütig-süßer Rückschau verband und zur gegenseitigen Pflege und Sorge, bis die Sonne ganz hinunterging. Der Grundton der Entsagung und ein religiös-feierlicher Klang zittert auch durch dies späte Glück, das doch eben darum ein ganz reines, allem irdischen Ungemach entrücktes ist. So dichtete Kürnberger das Leben seines Freundes um, nicht das Buch, dem er nur Einzelheiten und den persönlichen Stil des Verfassers entnahm, hier und da feilend und glättend, diesen und jenen Satz ein wenig verbessernd. Freilich mußte er dabei seinen eigenen Stil dem des Mönches anpassen. Und wie ihm dies gelungen ist, wie er das Ganze so einheitlich zu gestalten vermochte, daß niemand, der das mönchische Original nicht kennt, je erraten wird, hier seien auch die Worte eines anderen in die Darstellung verwoben, und daß ebenso niemand, der es kennt und vom Zusammenhange weiß, ohne genaue Nachprüfung die Stellen angeben könnte, wo Kürnberger zu sprechen

aufhört und der andere Sprecher das Wort hat — das ist ein kleines Meisterstück, auf das, wenn schon der rein dichterische Wert der Novelle nicht sehr groß sein mag, der Meister selbst immerhin mit Recht stolz sein durfte.

Wo aber steckt das Rätsel? Ist hier nicht alles psychologisch klar und literarisch einwandfrei? Hätte Kürnberger seine Quelle und sein Vorbild — und die Autobiographie des Mönches war ihm Quelle und Vorbild, nichts weiter — im Titel oder in einer Anmerkung nennen müssen? Hätte er vielleicht sogar bei jeder der wörtlich entlehnten Stellen dies ausdrücklich anmerken sollen? Ja, ist denn das sonst üblich? Sind — beispielsweise — in den zahllosen Dramen und Epen, die alten Volksbüchern nachgedichtet wurden, in denen Volkslieder, historisch überlieferte Gespräche und dergl. verwertet sind, die Quellen genannt, die Zitate kenntlich gemacht? Oder sind in solchen Fällen anonyme Werke, wie Volksbücher und Volkslieder, von den Erzeugnissen der Literatur im engern und eigentlichen Sinne zu unterscheiden? Wäre etwa der Sachverhalt ein anderer, wenn Bronners Lebenserinnerungen ohne Namen des Verfassers erschienen wären? Waren diese schon im Jahre 1795 erschienenen Erinnerungen auch mit dem Namen eines sonst unbekanntem Verfassers, der in der Literatur keine Rolle spielte, dessen Buch nicht literarisch, sondern nur stofflich und kulturhistorisch gewertet wurde, war selbst der Neudruck von 1810 für Kürnberger etwas anderes als eine Art Volksbuch, eine alte volkstümliche Quelle, ein kulturhistorisches Dokument? Konnte er ahnen, daß es im Jahre 1912 bei Robert Luz in Stuttgart neu erscheinen würde und daß es nun heute, im Zeitalter der literarischen und kulturhistorischen Ausgrabungen, zur beliebten Memoirenliteratur zählen wird, die allerdings mehr Leser hat als die Novellen Kürnbergers? Diesem war es nicht um eine Ausgrabung, sondern um die dichterische Wirkung zu tun — und wie wäre diese durch Quellenangabe und Anmerkungen zerstört worden! Wer hat schon von Schiller verlangt, er sollte die Quelle seines „Wilhelm Tell“, die schweizerische Chronik von Tschudi, auf dem Titelblatte nennen und den Text pedantisch mit Anmerkungen begleiten, aus denen jede wörtliche Anlehnung an Tschudi zu erkennen sei? Tschudi hat die verschiedenen, einander vielfach widersprechenden Überlieferungen und anonymen Volksgedichte, die die Tellsage behandeln, derart verschmolzen und zu einem Ganzen umgedichtet, daß seine Chronik vieles enthält, was in den Überlieferungen nicht enthalten ist und einzig und allein als das geistige Eigentum Tschudis betrachtet werden muß. Schiller, der sich getreu an Tschudi hielt, hat demnach nicht nur Worte

und Verse aus alten Schweizer Liedern, sondern auch Erfindungen Tschudi in sein Drama herübergenommen und fast könnte man die ganze Handlung dieses Dramas als nur von Tschudi herrührend bezeichnen. Aber ich habe noch nicht gehört, daß Schiller ein Plagiator war. Er war ein Dichter und in seiner Behandlungsweise wurde auch der Stoff ein neuer, noch nie dagewesener. Dasselbe läßt sich — Kleines mit Großem vergleichend — von Kürnbergers Novelle sagen¹⁾.

¹⁾ Morolds Darstellung, nach der ich selbst den Wunsch ausgesprochen habe, möchte ich nur, um nicht Mißverständnisse hervorzurufen, kurz folgendes hinzufügen: Es ist mir natürlich niemals eingefallen, das Andenken Ferdinand Kürnbergers, für den ich schon in meinen ersten Burschenjahren schwärmerisch eingetreten bin, zu schmälern. Das geht wohl auch aus meinem damaligen Berichte in der Z. f. B. — und vielmehr als ein Bericht über Mennbiers Entdeckung und Feststellung war meine Slosse in der Z. f. B. nicht — zur Genüge hervor. Ob man bei der Beurteilung der ganzen Angelegenheit Morold folgen oder ob man die ungefähr 25 Seiten umfassende, fast wörtliche Benützung des Bronnerschen Originals vielleicht doch eher eine räthelhafte Entlehnung nennen will — das Ansehen des Schriftstellers Kürnbergers bleibt alles in allem unangetastet. Schrieb ich doch schon damals in der Z. f. B. wörtlich folgendes: „Mit Recht betont schließlich Mennbier, die kleine Dichtung habe Kürnbergers Ruhm ebenso wenig gemehrt, wie etwa ihre Entstehung ihn beschatten konnte. In der That hat der große aus einem starken Temperament heraus schreibende Wiener Schriftsteller soviel Mächtiges und Bleibendes unmittelbar unter dem Eindruck literarischer und politischen Begebenheiten geschaffen, daß uns diese „Entlehnung“ stets ein Rätsel bleiben wird.“

Hans Feigl.

